



**Maria Mader**

**Zwischen Bayern und Böhmen**

**Eine Zeitzeugin erzählt**



*Maria Mader*

*Zwischen Bayern und Böhmen*

*Eine Zeitzeugin erzählt*

## **Inhaltsverzeichnis**

Das Drama auf der Elbebrücke im Juli 1945

Erlebnisse bei meiner Vertreibung

Endlich angekommen in Bayern

Wochenteller geht auf Wanderschaft

Meine Großeltern u. der Christbaumständer

Schmerzhaftes und Sportliches

1947 werde ich Mitterdirn und fliehe erneut

Mein Gedicht

Herbst 1948

Nähschule

In der Großstadt

Meine Großmutter

Bei Tante Anshi

Hans

Freizeitvergnügen

Arbeiten im Akkord

Landsmannschaft

Heimatbesuche

Erinnerungen an eine Fahrt nach Gartitz

Ein unvergessliches Original aus Gartitz

Tellnitz - Arbesau - Schöbritz

Unterwegs in der Welt

Die Dörfel-Familie

Über meine alte Heimat

Sonntags-Ausflugsziele unserer Familie in der Heimat

Vier Generationen Wilke

Franz Wilke

Tag der Heimat 2003

Was bedeutet uns „Vertriebenen“ heute „Heimat“?

Als die Bayern den Pflug nach Böhmen brachten

Vier Jahrzehnte Heimatklänge

Spätes Wiedersehen in Kulm

In der Volksschule von Kulm

Unermüdliches Knüpfen am Netzwerk

CSU-Ausrutscher beschert neue Mitglieder

Rezept für Gefüllte Krautwickel-Sarma

Flucht durchs verregnete Trostberg

Großvater erzählt

Mauerfall

Der etwas ungewöhnliche Weihnachtsbrief

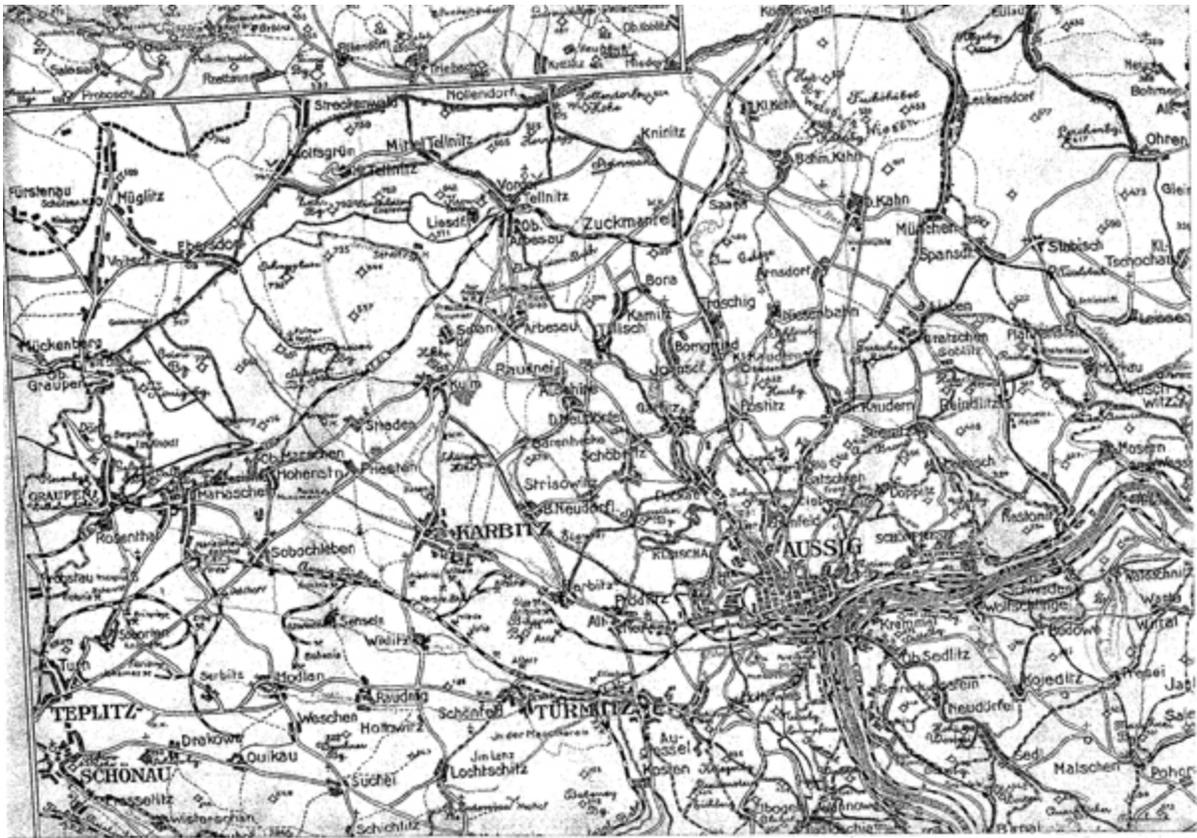
Mein bester Volksschulkamerad Franz P.

Im September 1946 tschechischem Mob entkommen

Bänkel - Hochdeutsch: Schemel

Heimatreise der Donauschwaben

Christl Wilke



## **Grußwort**

Liebe Leserinnen und Leser,

was bedeutet eigentlich Heimat? Ist es der Ort unserer Geburt? Ist es der Ort, an dem wir den Großteil unseres Lebens verbringen? Oder ist es ein gefühlsbetonter Ausdruck enger Verbundenheit? Der deutsche Schriftsteller Paul Keller hat einmal gesagt: „Heimat ist nicht Raum, Heimat ist nicht Freundschaft, Heimat ist nicht Liebe – Heimat ist Friede.“

Für Maria Mader ist Erding zur lieb gewonnenen und friedlichen Heimat geworden. So wie viele tausende andere Menschen hat auch sie in Erding ihren Frieden gefunden. Vertrieben aus Böhmen ist sie vor knapp 50 Jahren nach Erding gelangt und hat sich hier von Beginn an wohlfühlt. Die Menschen haben sie mit offenen Armen empfangen und so ist nicht München, sondern Erding zu ihrer ganz persönlichen Weltstadt mit Herz geworden. In all den Jahren hat sie jedoch Böhmen niemals vergessen. Sie hat sich leidenschaftlich für die Erinnerung, für ihre Geschichte und die Geschichte so vieler tausend anderer Vertriebener engagiert. Menschen wie Frau Mader sind Vorbilder und verdienen unsere Bewunderung. Vertreibung, Flucht, Verlust der Heimat – sie zeigen uns, dass man auch in oft schwierigen oder sogar aussichtslosen Situationen nicht den Mut verlieren darf. Eigeninitiative, Engagement und Fleiß sind die Eigenschaften, die Menschen wie Maria Mader auszeichnen. Wir sind froh, sie hier in unserer Mitte zu wissen. Sie alle haben unsere schöne Heimat noch lebens- und liebenswerter gemacht!

Ihre Ulrike Scharf, MdL

Staatsministerin für Umwelt und Verbraucherschutz

## Vorwort

Seit zwanzig Jahren kenne ich meine entfernte Verwandte Maria Mader<sup>1</sup> auch persönlich sehr gut und weiß, wie sehr sie in ihrer Geburtsheimat verwurzelt geblieben ist. Ihr besonderes Talent, von den Ereignissen anschaulich zu erzählen und zu schreiben, die uns Jüngeren nur sehr allgemein bekannt sind, und ihr persönlicher Einsatz für die Sache der Vertriebenen vor Ort sind bewunderungswürdig und wert, unverfälscht erhalten zu bleiben.

Sowohl die dargestellten Ereignisse wie die Sicht der Dinge sind bedeutende Dokumente des schweren Schicksals ihrer Generation. Mich freut daher besonders, dass dies zweite Büchlein trotz krankheitsbedingter Behinderungen und trotz großer Schmerzen doch noch fertig geworden ist.

Ich habe mich daher gerne der kleinen Mühe unterzogen, ihre Texte aufzuzeichnen und mit ein paar Anmerkungen zum besseren Verständnis zu versehen.

Danken möchte ich Herrn Arwed Vogel für seine Bearbeitungen bis zur Drucklegung. Er ist ein Schulfreund des einzigen Kindes der im Buch genannten Trull, die mit ihren ungewöhnlich präzisen Erinnerungen auch sehr mitgeholfen hat, alles wieder lebendig werden zu lassen, und deren Jugend in Prag in den preisgekrönten<sup>2</sup> Roman ihres Sohnes Hannes Gramich Eingang gefunden hat<sup>3</sup>. Er liegt inzwischen auch auf Englisch vor.

Weiter mitgearbeitet haben Frau Herrndobler, Laura Böhm, Florian Remm, Tereza Behr. Ihnen und allen weiteren Helfern ein herzliches Dankeschön.

Hinweisen möchte ich an dieser Stelle auch auf den ersten Teil ihrer Lebenserinnerungen<sup>4</sup>, der inzwischen schon viele Leser gefunden hat.

Georg Weis  
2014



## **Vorwort zur 2. Auflage**

Danke für den regelmäßigen Zuspruch und die vielen Ermunterungen derer, die an mein Buch geglaubt haben. Insbesondere gilt mein Dank Georg Weis und Arwed Vogel, ohne deren Mithilfe das Erscheinen meines Buches fraglich gewesen wäre.

Meine regelmäßigen Besuche in der alten Heimat gaben mir die Kraft, am Buch zu arbeiten.

Seit vielen Jahren ist mein Wahlspruch „Arbeit ist immer das richtige Mittel gegen alles Weh des Lebens“.

Maria Mader

---

- 1 Ihre Großmutter Emma Wilke ist die Schwester meiner Großmutter von Vaters Seite.
- 2 Sudetendeutschen Förderpreis für Schrifttum und Publizistik 1995.
- 3 Brücke über den Fluss, München 1995, 320 S. - Mein Roman 'Die Brücke über den Fluss' erhielt den Sudetendeutschen Förderpreis für Schrifttum und

Publizistik 1995; der Roman erschien dann im Jahre 1996 bei Langen-Müller. Im Jahre 2008 erschien meine Übersetzung als 'The Bridge over the River' bei Parthian; im Jahre 2010 erschien ein 'reprint' in etwas anderer Aufmachung.

Im Gegensatz zu Deutschland, wo mein Buch kaum Aufmerksamkeit außerhalb der Sudetendeutschen Kreise erhielt, wurde ich hier von einigen Zeitungen und Magazinen gebeten, Artikel über den Hintergrund zu schreiben, da hier die Vertreibung wie auch anderes deutsches Leid so gut wie unbekannt ist. (J. Gramich) Johannes lebt verheiratet in Wales.

- 4 Maria Mader, Meine Kindheitserinnerungen im Schatten der Monumente, Copyright bei der Autorin, Erding 2008.

## **Das Drama auf der Elbebrücke am 31. Juli 1945**

Am 31. Juli 1945 war meine Mutter mit meinem Bruder und mir schon vormittags unterwegs zur Waldwiese neben der Jägerhütte, die damals an die Aussiger Jäger verpachtet war, um Heu zu wenden und später aufzuhäufeln, damit es der Knecht meiner Großeltern anderntags holen konnte. Wir hatten unsere Brotzeit mit, weil es den ganzen Tag dauern würde.

Der Weg ist steil und liegt nahe des Kamms des Erzgebirges, von wo aus man gut bis nach Aussig reinsehen konnte.

Plötzlich hörten wir großen Donner und sahen zuerst Rauch, dann Feuer und eine Explosion. Was konnte nur passiert sein?

Bekommen dachten wir an Vatl, der bei der Bahn nur noch als Arbeiter schuftete musste, während er vorher im Ausbesserungswerk auf der anderen Elbeseite als Werkmeister gearbeitet hatte. Abends kam er immer mit der Straßenbahn heim.

Die Angst schnürte uns die Kehle zu. „Wir verstauen die Rechen im Schuppen und gehen langsam heim“, sagte Mama schließlich.



*Blick von der Ferdinandshöhe*

Vatl kam erst um zehn, total ausgelaugt und kaputt. Er war über Karbitz gekommen, immer nur neben der Straße im Schutz der Bäume. „Noch heute Nacht müssen wir nach Sachsen über die Grenze, man macht hier Jagd auf Deutsche!“, schlug er vor, doch Mama weigerte sich, so einfach fortzugehen. „Ich kann doch meine alten Eltern in Kamitz nicht allein lassen!“ Das liegt etwa eine Stunde von uns entfernt.

Später hat sie es bitter bereut und Vatl um Verzeihung gebeten, denn Mama und Papa kamen später ins tschechische Konzentrationslager Lerchenfeld, wo sie so schwer misshandelt wurden, dass Papa sich nicht mehr erholt hat.

Nach der Vertreibung hat Herr Rotsch es gewagt, uns zu erzählen, dass er und seine Brüder schon wochenlang vorher gezwungen worden waren, als Fahrer von den drei Lastwägen ihrer eigenen Spedition tote Deutsche aus dem Lager Lerchenfeld ins Krematorium und Waffen und Munition in die Zuckerfabrik nach Schönpriesen zu fahren, immer begleitet von einem oder zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett.

Am 31. Juli um 10 Uhr war er in Aussig, und als er immer mehr tschechische Milizen, Partisanen und tschechische Männer auf den Straßen sah, war ihm das so verdächtig, dass er nicht mehr weiterfuhr. Zum Glück hatte er seine Scheibe heruntergekurbelt, so dass er hören konnte, was ihm ein Bekannter aus dem Hafen, der Verlader Wanke Alois, im Vorübergehen auf Tschechisch sagte, ohne ihn anzusehen: „Bring dich in Sicherheit, heute passiert was!“ Da läuteten bei ihm die Alarmglocken. Auszusteigen traute er sich nicht mehr, da er ja als Deutscher die weiße Binde am Arm trug. Kurzerhand drehte er ab und fuhr nach Hause. Halb drei sah er ein Flugzeug über Schönpriesen kreisen, das etwas abwarf, und gleich darauf gab es eine große Explosion dort, und zugleich ging eine Hetzjagd auf der Brücke und in Aussig los. Vorher hatte es Schnaps für die Swoboda-Armee und den Pöbel gegeben.

Am nächsten Morgen erschienen fünf zivile Tschechen und herrschten ihn an, den Motor anzulassen und sie unverzüglich nach Streckenwald zu fahren, dort ließen sie ihn unter Drohungen warten. Sie hatten Latten bei sich und prügeln die Streckenwalder halbtot. Als sie ihr Mütchen gekühlt hatten, musste er sie wieder zurück fahren.<sup>5</sup> Warum?

Später erfuhr man auch, dass von der Arbeit heimkehrende Deutsche, Männer, Frauen und Kinder, von beiden Seiten von Bewaffneten durch Absperrungen auf die Brücke getrieben worden waren, wo sie erschlagen oder erschossen wurden. Die Leichen wurden in die Elbe geworfen, Tage später trieben sie in Sachsen an. Auch am Bahnhof und auf dem Marktplatz wurde gemordet. Es war noch vor dem Potsdamer Abkommen in der Zeit der wilden, nicht staatlich angeordneten Vertreibungen.

- Heuer, im Juli 2015, jährt sich das Drama auf der Elbebrücke zum 70sten Mal.

Die Schöbritzer und wir Landsleute aus den Kirchsprengeln Gartitz, Kulm und Aussig führen am 21. September 2010 zum Friedhof in Eger. Der besondere Anlaß: acht Tage zuvor war dieser Friedhof neu geweiht worden. Tschechische, deutsche, amerikanische und österreichische Abordnungen hatten sich daran beteiligt.

Wir holten, auf unsere Weise, das Totengedenken nach. Hauptsächlich gedachten wir unserer Landsleute aus dem Aussiger Kreis, deren sterbliche Überreste ja diese 70 Jahre in Schachteln hatten verbringen müssen. Und nun erhielten alle ihr Grab!

Von den 450 Toten - darunter Opfer des Massakers von Aussig am 31. Juli 1945 - waren 200 namenlos. Es waren auch Frauen und Kinder dabei.

Der neue Egerer Friedhof ist würdig gestaltet (möglicherweise mit EU-Geldern).

Herr, lass sie endlich ruhen in Frieden!



*Totengedenken auf dem Friedhof von Eger*

---

<sup>5</sup> Gedächtnisprotokoll vom 23. 5. 2009 liegt mir vor.

## **Erlebnisse bei meiner Vertreibung**

Der Vertreibung ging die Inhaftierung meiner Eltern voraus. Meine Mutter wurde im Sommer 1945 nach Lerchenfeld inhaftiert – und am 25. Jänner 1946 entlassen. Mein Vater wurde am 1. November 1945 verhaftet – und kam ein Jahr später, am 23. November 1946, frei. Vater war nur einen Tag zu Hause. Bereits am 24. November 1946 wurden wir ausgewiesen. Es war der 49. Transport, der von Aussig wegging. Wir durften 50 kg Gepäck mitnehmen, allerdings nichts Wertvolles wie etwa Porzellan, sondern nur Blechnäpfe und ähnliches. Trotzdem konnten wir unsere Lage mit etwas Erfindungsgeist zumindest ein bisschen erträglicher machen. Meine Mutter hatte zum Beispiel die Säcke so genäht, daß wir in Bayern nur noch Stroh einfüllen mussten, um fürs Erste wieder eine Liegestatt zu haben.

Alle nützlichen Daten hatten wir mit Tintenstift auf die Innenseiten der Strumpfhalter und Miederwaren geschrieben, ebenso waren dort Kassenbücher, Sparkassenbücher und andere Vermögen aufgelistet. Auch den originalen Grundbuchauszug fanden die Tschechen bei ihrer Visitation nicht. Wir nahmen ein Bild unseres Hauses, ein Herrgottsbild und ein kleines Gemälde aus dem 18. Jahrhundert mit, natürlich alle ohne Rahmen.

Unsere Ahnenpässe und viele andere Dinge befinden sich wahrscheinlich bis heute in unserem Haus. Es ist sehr fraglich, ob unsere Familie sie je zurückbekommen wird.

Dies war bereits das zweite Mal, dass wir viel von unserem Besitz verloren. Denn gerade erst hatten wir die Plünderungen überstanden. Diese hatten uns, neben vielem anderen, sämtlichen Schmuck gekostet. Beim Einmarsch der Russen wurde unser Haus verwüstet und ausgeräumt. Neben der Sorge um Hab und Gut war die Angst vor

Vergewaltigungen allgegenwärtig – und nur allzu berechtigt. Beim Schnaps-Kühnel in Tellnitz ließen sich die Russen volllaufen. Für die erste Nacht hatten zumindest wir persönlich Glück. Bei uns hatte sich ein Deutschsprechender Offizier mit seinem Burschen einquartiert. Als in der Nacht die besoffene Meute Einlass erzwingen wollte, durfte mein Vater den Offizier wecken. Der scheuchte das Gesindel mit viel Gebrüll und vorgehaltenem Maschinengewehr weiter. Anderen Tags wurden die beiden Russen noch bewirtet. Dann zogen sie leider weiter. Die Einwohner von der Post zogen Bilanz: außer bei uns waren in jedem Haus die Frauen vergewaltigt worden. Auch bei Ingenieur Püschel und seiner Frau hatten sie sich nicht zurückgehalten. Die Frau war Jüdin (übrigens eine wunderbare Frau). Den Krieg hatte sie heil überstanden. Nun hätte man meinen sollen, daß ihre Befreier kämen – falsch. Das Plakat an der Tür nützte nichts. Zehn Russen vergewaltigten sie, während ihr Mann zuschauen musste. Und selbst vor Frau Martin machten sie nicht halt. Sie lag im Sterben. Die Russen vergewaltigten sie zu Tode.

Wir Kinder hatten damals keine Ahnung von diesem Ausmaß. Was bedeutete das, was hier überall geschah? Nach dieser Schreckensnacht zogen alle in den Wald. Die Leute verteilten sich. Wir versteckten uns in einer Futterhütte. Die Leiter zogen wir hoch. Nach zwei Tagen fiel uns die Jagdhütte des Aussiger Pächters M. Blüml ein. Sie stand auf unserem Grund und war einigermaßen gut zu erreichen. Zum Glück wusste VatI, wo der Schlüssel war. So hatten zehn Leute für zehn Tage wieder eine menschenwürdige Unterkunft. Jeden Tag streiften die Männer und Buben durch den Wald. Manchmal schlichen sie am Abend sogar kurz ins Haus und brachten etwas Essbares mit. Nach fast zwei Wochen kam der Knecht meiner Großeltern. Er brachte uns einen Rucksack voller Dalken. Welch eine Köstlichkeit! Und dazu noch ein großes Glas

Birnensirup. Es wurde ein richtiges Festmahl. Der Knecht sagte uns, daß wir nach Hause könnten. Langsam begann sich alles wieder zu normalisieren. Doch der Schein trog. – Der alte Houdek, ein strammer Nationaltscheche, wurde Bürgermeister. Noch dazu erfuhren wir jetzt, daß sich ortsansässige Tschechen an der Plünderung unseres Hauses beteiligt hatten. Aber wir hatten auch ein wenig Glück in diesem großen Unglück: zwei Luftschutzkoffer im Keller hatten die Räuber übersehen. Wir richteten uns einigermaßen wieder ein. Verwandte aus Gatnitz, Kamitz, Postitz und Aussig halfen uns dabei. Meine Großeltern lebten in Kamitz – also abseits der Heerstraße, wo es noch keine Plünderungen gegeben hatte. Von ihnen wurden wir noch einmal komplett mit Federbetten, Bett- und Tischwäsche ausgestattet. Nur mit der Kleidung für uns Kinder sah es schlecht aus. Dafür hatten wir einen anderen Vorteil. Weil wir als Kinder noch nicht die weißen Armbinden tragen mussten, war es für uns leichter, unbehelligt zu den Verwandten in anderen Dörfern zu gelangen. Doch binnen einem halben Jahr war auch das vorbei. Unsere große Sippe war in alle Winde zerstreut. Nur wir mussten bleiben – denn inzwischen waren ja unsere Eltern verhaftet worden.

Am 24. November 1946 war schließlich auch für uns der Tag der Vertreibung gekommen – so dachten wir zumindest. Aber nachdem man uns verladen hatte, stand der Zug noch lange am Aussiger Bahnhof. Zwei Tage? – Ich weiß es nicht mehr. In unseren Viehwaggonen lag Stroh, und es gab einen Kanonenofen. Das waren schon Zugeständnisse (wie für besseres Vieh).

Meine Mutter übernahm gleich das Kommando. Zuerst schickte sie meinen Bruder mit einem anderen Buben zum Kohleklauen, dann sorgte sie dafür, daß frisches Wasser da war, und – nicht zu vergessen – zwei Kübel als Abort. Die

Anderen waren froh, daß sich jemand um all das kümmerte. Denn wie mein Vater kamen die meisten direkt aus der Internierung. Sie lagen krank und teilnahmslos im Stroh. Ganz leise spielten wir Kinder: „Ich sehe was, was du nicht siehst...“. – Als der Zug Aussig schließlich verließ, sprach meine Mutter ein kurzes Gebet. Sie sagte, wir seien der Hölle noch einmal entkommen, und stimmte „Großer Gott, wir loben dich“ an. Den Alten wie den Jungen flossen dabei die Tränen. Und auch heute noch, wenn ich nach sechzig Jahren dieses Lied singe, fange ich oft an zu weinen.

Dort im Viehwaggon sangen wir alle Strophen, dann folgten weitere Lieder. Irgendwann legten wir uns alle mit Gottvertrauen in die Strohschütte. Viel Zeit verging auch mit Gesprächen: jeder erzählte, aus welcher Familie er stammte und wo er herkam. Denn natürlich hatte man lauter Fremde aus verschiedenen Dörfern zusammengewürfelt. Wir Deutsche sollten wie die Spreu in alle Winde verteilt werden. Dieser Plan jedoch scheiterte. Wie allgemein bekannt machten die vertriebenen Deutschen das Unmögliche möglich. Aber dazu später mehr.

Als wir schon einige Tage unterwegs waren, wurden wir plötzlich immer langsamer. Fast standen wir schon. Aber dann ging es mit einem Mal in rasender Geschwindigkeit bergab. Wir konnten nichts sehen, denn die Waggonen waren verplombt. Meine Mutter versuchte, die anderen zu beruhigen, und fing an, vorzubeten: den Rosenkranz und noch weitere Gebete. Mit der Zeit gelang es uns, die Angst zu verdrängen. Im Nachhinein erfuhren wir, dass die letzten drei Waggonen – darunter auch unserer – etwa drei Stunden lang abgekoppelt waren. Ob es Schlamperei war, oder sogar Absicht, wissen wir nicht. Erst in Furth im Walde bemerkte ein beherzter Lokführer, daß wir fehlten. Geistesgegenwärtig schwang er sich in eine Lok und fing uns – für meine Begriffe sehr sanft – auf. Zu unserem Glück war an dieser Stelle gerade eine leichte Steigung.

Auch muss unser Herrgott wieder mit im Spiel gewesen sein, denn da wo meine Mutter war, ließ er uns nicht untergehen... So haben wir noch einmal einen Blick in die Hölle getan, nachdem wir bei der Abfahrt aus Aussig schon geglaubt hatten, sie hinter uns zu lassen.

## **Endlich angekommen in Bayern**

Am 2. Dezember 1946 kamen wir in Frontenhausen-Marklkofen an und wurden im Röhlbräu in Frontenhausen einquartiert. Dort bekamen wir einen herrlichen Eintopf, das erste warme Essen seit dem 24. November, dem Tag, an dem wir aus Aussig vertrieben worden waren. Jeder von uns hatte nur ein Paket mit getrocknetem Brot dabei gehabt. Unterwegs war auf einigen Bahnhöfen gehalten worden, dort durften wir mit Milchkannen Trinkwasser holen; meistens waren es wir Kinder, die losrannten. Daran erinnere ich mich noch gut. Wer den Aborteimer leerte, weiß ich aber nicht mehr. Mein Vater lag während der ganzen langen Fahrt apathisch auf seinem Strohlager, so arg hatten ihn die Tschechen in der Haft gemartert.

Zwei Tage nach unserer Ankunft wurden wir auf verschiedene Bauernhöfe in der Region verteilt. Wir waren die letzten, die einem Bauern in Unterhausenthal, Gemeinde Loizenkirchen, zugewiesen wurden. Der Grund war sicherlich, dass nicht nur mein Vater schwer krank, sondern auch meine Mutter nach ihrem langen Aufenthalt im KZ Lerchenfeld (Sommer 1944 - 25. Jänner 1946) in keiner guten Verfassung war. Wir kamen schließlich auf den Stemmbergerhof zu Familie Hofer. Dort wurde Gesinde dringend gebraucht. Mein Bruder mit seinen zehn Jahren mühte sich schon redlich mitzuhelfen. Arbeit gab es genug. Ich mit meinen vierzehn Jahren fuhr mit ins Holz.

Auf dem Hof lebten Kinder, der mit mir gleichaltrige Anton, zwei jüngere Schwestern und der spätere Hoferbe. Wir bekamen die „gute Stube“, die etwa gleich groß war wie die Küche der Bauernfamilie. Schon damals habe ich mir Gedanken darüber gemacht, was es für die Familie bedeutet haben mochte, ihre „gute Stube“ herzugeben.

Mit der Bäuerin und der auf dem Hof lebenden Oma verstand sich meine Mutter von Anfang an gut. Wir konnten die Situation der Familie gut nachvollziehen, hatten wir doch selbst Flüchtlinge aus dem Ostsudetenland und aus Schlesien von 1944 bis zum Kriegsende auf unserem Hof, ganz selbstverständlich waren wir damals zusammengerückt. Leider brach die Verbindung zu diesen Familien bald ab - wir alle hatten erst einmal genug mit den eigenen Problemen zu tun. Wir wissen aber, dass die eine Familie sich nach Bayern durchgeschlagen hatte, die Familie aus Schlesien hatte versucht, mit einem größeren Handwagen in ihre Heimat Brieg zurückzukehren. Ich vermute, sie sind dort nie angekommen, marschierten sie doch in Richtung Front.

In der „guten Stube“ richteten wir uns so gut ein, wie es eben ging. Unsere Unterbetten hatten mit dem eingefüllten Stroh, das die Bäuerin uns gab, nur Platz auf dem Fußboden, mein Bruder bekam sein Bett in der umgedrehten Sitzbank. Hier bewährte sich die Umsicht und Vorsorge meiner Mutter. Noch zu Hause hatten wir beide zwei Bettdecken und Kissen gleich zweimal bezogen und dann möglichst klein zusammengerollt, und natürlich hatten wir mehrere Lagen Unterwäsche übereinander angezogen. Auch ein paar Geldscheine hatten wir sorgsam versteckt, nämlich in einer Zahnpastatube und in Wollknäueln, ganz klein gefaltet, erlaubt waren nämlich lediglich 150 Mark pro Person, aber groß kontrolliert wurde 1946 nicht mehr. Das meiste hatten die Tschechen uns schon weggenommen, und wir waren so klug gewesen, vor der Ausreise bei der Registrierung ordnungsgemäß Sparbücher mit etwa 60.000 Mark und die Hausschlüssel abzugeben. In den letzten 18 Monaten vom Kriegsende bis zur Ausreise hatten wir gar kein Einkommen, lediglich 20 Mark pro Person und Woche durften wir von unserem Geld abheben, und obwohl ich ihn davon zu überzeugen versucht hatte, mehr zu nehmen, hatte mein